

Aus dem Kampf um das Rußlanddeutschtum

Meine Beziehungen zu den deutschen Kolonisten

Von Carlo von Kügelgen

Die Beziehungen meiner Familie zu den deutschen Kolonisten in Rußland beginnen mit meinem Urgroßvater Carl v. K., der in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts mit seinem Zwillingsbruder Gerhard aus Bacharach auswanderte und Kaiserlich Russischer Hofmaler wurde. Bei einer Studienreise durch die Krim machte er die Bekanntschaft des Wolsker Kaufmannes Konstantin Slobin, eines eigenartigen Idealisten, und folgte dessen Ruf an die Wolga. So kam es, daß die Wirksamkeit meines Urgroßvaters in den Wolgakolonien bleibende Spuren hinterlassen konnte und mein Großvater Constantin 1810 in Wolsk geboren wurde.

Mein Großvater schildert in seinen nur als Manuskript gedruckten Lebenserinnerungen auch seine ersten sieben Lebensjahre, die er an der Wolga verlebte. Es ist da von den Kämpfen der Kolonisten mit Räubern, vom alten Kolonistenpfarrer Schlauch und von der Sitte der Dorfjugend die Rede, während eines so erwünschten Sommerregens draußen umherzuspringen und jubelnd: „Es regnet, Gott segnet!“ zu rufen. Auch von einem Ritt auf einem Kalmückendromedar und einem Besuch in der Herrenhut-Gemeinde Sarepta wird berichtet.

Der wolgadeutsche Schriftsteller Peter Sinn er sandte mir Anfang 1929, als der briefliche Verkehr mit den Deutschen in der Sowjetunion noch möglich war und die damalige „Deutsche Post aus dem Osten“ noch in den Kolonien eine gewisse Verbreitung fand, eine längere von ihm und J. E. verfaßte Arbeit: „Carl von Kügelgen und seine Zuckerfabrik in Anton an der Wolga“. Sie erschien in der Februar-Nummer.

Slobins „Gelehrte Akademie“, verbunden mit einer Erziehungs- und Pensionsanstalt, „Propyläen“ genannt, ist für die Kolonien von großer Bedeutung geworden, weil Slobin neben anderen hervorragenden Männern den nachmaligen Organisator des wolgadeutschen Schul- und Kirchenwesens, Prof. Dr. Ignatius Feßler, an die „Propyläen“ berief (siehe Dr. Karl Cramer D.P.O. Nr. 10 „Zur Geschichte des kirchlichen Lebens der Wolgakolonisten“) und weil Slobins Anstalt indirekt auch die Gründung der Zuckerfabrik in Anton zu verdanken ist. Ihr Gründer war niemand anders als der Landschaftsmaler Carl v. K.

Die gegen England gerichtete Kontinentalsperre ließ Carl die Zuckererzeugung als vorteilhaft erscheinen, nachdem Slobins Anstalt wegen Geldmangels aufgelöst war. 1815 konnte Carl seine Fabrik in Betrieb nehmen. Er hatte die ihm wegen ihrer schönen Lage und durch fetten Rübenboden ausgezeichnete deutsche Kolonie Anton auch um ihrer Arbeitskräfte willen gewählt. Der Professor der Kasaner Universität, Erdmann, hat eine lebendige Schilderung von einem Besuch in der Fabrik hinterlassen, wo er „sehr liebreich“ von Kügelgen empfangen und im ganzen Werk umhergeführt wurde (siehe Sinner).

Schlichte Rübenernten und die Aufhebung der Kontinentalsperre ließen Carl, der sein ganzes Vermögen und das seines nach Deutschland zurückgekehrten Bruders in die Fabrik gesteckt hatte, diese schon 1817 verlausen und „arm und nackt, wie man geboren wird, aber nicht so hilflos“ an die Petersburger Akademie zurückkehren, während die Familie in Estland untergebracht wurde. Er hat in rastlosem künstlerischem Schaffen die ganze Schuld getilgt. Die Fabrik ist 1874 geschlossen worden. Uns interessiert hier aber, was Peter Sinner und J. E. über die Bedeutung der Kugelgenschens Gründung für die Wolgakolonisten schreiben:

„Daß die Antoner Zuckerfabrik in jener fernen Zeit jahrelang einen Teil des Zuckerbedarfs im Lande gedeckt hat, wäre schon an und für sich verdienstvoll genug. Aber für die Wolgakolonien hatte sie eine ganz besondere Bedeutung: sie war eine vorzügliche Schule des Handwerks und Gewerbes zunächst für Anton, aber auch für die Nachbardörfer. Im Laufe des sechzigjährigen Bestehens der Fabrik haben mehr als zwei Generationen des ganzen Dorfes gewerbliche Schulung genossen. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß es in Anton kaum eine erwachsene männliche Person gab, die nicht irgend ein Handwerk oder eine gewerbliche Fertigkeit durch Nebenarbeit in und für die Fabrik während der feldarbeitsfreien Zeit erlernt und erworben hätte. Es gab da eine Menge Schmiede, Zimmerleute, Tischler, Drechsler usw. Es gab allein an 45 Schmieden im Dorf. Kein Wunder, daß seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts ganze Scharen von geschickten Handwerksleuten nach Baku an die Erdölwerke strömten, wo ihre Arbeit viel besser bezahlt wurde als zu Hause. Die Antoner Zimmerleute überfluteten seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts allsommerlich das ganze untere Wolgagebiet; Schuster, Spinnrädermeister, Tischler, Wagenstellmacher versorgten die meisten umliegenden Märkte mit ihren Erzeugnissen. Seit 1850 entwickelte sich in Anton auch die Lederindustrie, die bald den ersten Platz im deutschen Wolgagebiet errang und direkt auch durch die Zuckerfabrik gefördert wurde. 1869 entstand in Anton eine Ölmühle. Als die Fabrik geschlossen war, begann ein großer Teil des Dorfes, durch die Fabrik an winterlichen Hausfleiß gewöhnt, den Baumwollstoff Sarpinka zu weben oder Garn für die Zettelstuben zu spulen. So ist es bis heute geblieben. Die gewerbliche Schulung der Fabrik wirkt also noch immer nach.

Das ist aber nicht alles. Auch das Gepräge des Dorfes weist heute noch augenfällige Spuren des kulturellen Einflusses der Antoner Zuckerfabrik auf. Anton besitzt eine Wasserleitung mit unterirdischen Gußröhren, die das ganze Dorf mit vorzüglichem Quellwasser versorgt. Das ist ein Erbe der Fabrik. Von der Mitte der Dorfes bis hinauf auf die Steppenhochebene führt drei, vier Kilometer weit eine festgepflasterte Landstraße. Auch das ist ein Erbstück von der Fabrik. Anton und die umliegenden deutschen Dörfer bauen bis heute Zuckerrüben und andere zuckerhaltige Gewächse und kochen daraus für den Hausbedarf eine Art Rohzucker (Syrup). Ebenfalls ein Erbe von der Fabrik. Und wenn neuerdings in den Wirtschaftskreisen der Deutschen Wolgarepublik und des Saratower Gebietes die Errichtung einer Zuckerfabrik ernstlich in Angriff

genommen wird, so hat auch dazu das Beispiel Carl v. Kügelgens und seiner Nachfolger Anregung gegeben.

Wenn es uns gelungen sein sollte, durch diesen bescheidenen Beitrag die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf das Verdienst Carl von Kügelgens als eines deutschen Kulturpioniers unter seinen Stammesgenossen an der Wolga zu lenken, so wird uns das zur vollen Befriedigung gereichen.

Möge sein Werk nie vergessen werden!“

*

Der in der Wolgasteppe geborene Maler Constantin v. K., der seine erste Reise, die von Wolsk nach Estland, so anschaulich in seinen Erinnerungen schildert, verlor alle Beziehungen zu den deutschen Kolonisten. Dafür nahm sie sein Sohn, mein Vater Paul v. K., als Herausgeber und Schriftleiter der „St. Petersburger Zeitung“ wieder auf. Denn wenn dieses älteste Blatt Rußlands auch vornehmlich Residenzblatt war und damals sein Hauptaugenmerk auf das heißumkämpfte Deutschtum der Baltischen Provinzen richtete, war es doch der berufene Vorkämpfer des gesamten Rußlanddeutschtums. In ihm, das als Hauptstadtblatt ohne Vorzensur erscheinen durfte und am Hof und in den höchsten Beamtenkreisen gelesen wurde, spielten sich alle Kämpfe um die Erhaltung der Deutschtums und um die Glaubensfreiheit gegen Russifizierungsmaßnahmen und Unduldsamkeit der orthodoxen Kirche in erster Linie ab. Meine Jugenderinnerungen sind erfüllt von den Kämpfen der Zeitung mit der russischen nationalistischen Presse, Zensurverboten und Strafen seitens der Behörden, Drangsal und Verfolgungen. Die Zeitung, die unter „Provinznachrichten“ ständig Berichte aus den deutschen Kolonien brachte, wurde schon damals in ganz Rußland von leitenden Männern neben den örtlichen Blättern gelesen.

Diese Stellung des führenden rußlanddeutschen Blattes festigte und steigerte sich noch, als nach Überwindung der Revolutionswirren von 1905 mit dem Umfang und der Auflage auch seine Bedeutung zunahm — seit 1904 unter der Herausgeberschaft meines Bruders Paul Siegwart v. K. Immer schärfer wurde der Standpunkt herausgearbeitet, verantwortliches Sprachrohr des gesamten Zwei-Millionen-Rußlanddeutschtums zu sein, von dem das Baltentum nur einen Teil bildete.

Schon in jungen Jahren hatte ich das Glück, als Leitartikler (seit 1905), Bearbeiter der russischen Presse, die dann Dr. Axel von Freytagh-Loringhoven übernahm, und verantwortlicher Schriftleiter in all den grundsätzlichen nationalen Fragen mitzuarbeiten, die durch die Revolution und die Tätigkeit der drei ersten Reichsdumen aufgeworfen wurden. Wie herrlich war es, zu wirken an dem großen Werk der Wachrufung deutschen Volksbewußtseins und des nationalen und kulturellen Aufbaues, das alle Rußlanddeutschen von Petersburg und den Baltenlanden bis ins Schwarzmeergebiet und Kaukasien zu neuer Tatkraft anspornte. Die deutschen Kultur-, Schul- und Bildungsvereine legten lebendiges Zeugnis ab von diesem Aufschwung des Rußlanddeutschtums.

Als sich im Jahre 1914 die „St. Petersburger Zeitung“ an der großen Leipziger Ausstellung BUGRA beteiligte, konnte ich neben dem ältesten Band der Zeitung,

einem kleinen schmalen Büchlein, den gleichfalls in Schweinsleder gebundenen Riesenfolianten ihres 187. Jahrganges hinaussenden und zugleich ein imponierendes Plakat mit den sehr zahlreichen Köpfen aller in Rußland erscheinenden deutschen Blätter. Das Rußlanddeutschtum entfaltete sich zu ungeahnter wirtschaftlicher und kultureller Blüte. Politisch war es im wesentlichen im Verbande vom 17. Oktober organisiert.

Desto furchtbarer war der Zusammenbruch, der mit Kriegsbeginn 1914 einsetzte. Der Zeitung wurde damit ihre Aufgabe entzogen, den friedlichen Zusammenschluß zwischen Deutschland und Rußland zu fördern. Sie mußte sich auf den Schutz der Rußlanddeutschen beschränken. Aber auch diese Abwehr des immer grausameren inneren Krieges gegen die sogenannte Gewaltherrschaft der Deutschen in Rußland wurde von Monat zu Monat leidenschaftlicher. Auch hier gab es Siege und Niederlagen, bis die Schließung des Blattes durch den Befehl des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch dem ungleichen Kampfe ein Ende bereitete.

Wohl gelang es mir gleich zu Beginn des Krieges, die Pflicht der „St. Petersburger Zeitung“, für die zwei Millionen deutscher Bürger Rußlands einzutreten, klar herauszustellen und festzulegen, daß man den Deutschen in Rußland keine Beschimpfung des deutschen Feindes zumuten dürfe. Denn „nur gemeine Naturen verleugnen sich selber und bespeien ihre Nationalität in der Stunde der Gefahr. Nur niedrig Denkende können Ähnliches von uns erwarten“. Wohl gelang es, den Ansturm auf die Redaktion, der am Tage des Pogroms der Deutschen Botschaft erfolgte, zu verhindern, aber die Hetze in der nationalistischen Presse gegen alles Deutsche richtete sich sehr bald mit besonderer Wut gegen die „St. Petersburger Zeitung“ und auch gegen meine Person. Es ist hier nicht am Platz, die Phasen dieses Kampfes, wie er sich in den Artikeln und in der ganzen Gestaltung der „St. Petersburger Zeitung“ und in meinem Tagebuch wiederspiegelte, zu schildern. Die Positionen, um die dieser innere Krieg geführt wurde, waren: die deutschen Schulen, Vereine und Kulturanstalten, war die Behandlung der Reichsdeutschen, deren Entrechtung und Ausweisung, waren der Gebrauch der deutschen Sprache, der zum strafwürdigen Verbrechen gemacht wurde, und die deutsche Presse, war die Drangsalierung der Balten, insbesondere der Pastoren, und schließlich der größte und am erbittertsten umkämpfte Wert, das deutsche Kolonistentum. Zugleich wurde ein Kleinkrieg gegen die tägliche Flut von Lügen und Verleumdungen gegen alles, was deutsch war, geführt.

Schon Anfang Oktober brachte die Presse den Entwurf des Gesetzes zur Liquidation des deutschen Grundbesitzes in einer Reihe westlicher und südlicher Gouvernements, und damit setzte das Ringen um diesen verderblichen Raubzug eines Staates gegen seine eigenen Bürger ein. Es konnte, nachdem es Ende 1914 trotz des Wutgeschreis der nationalistischen Presse vom Ministerrat abgelehnt worden war, erst am 2. Februar 1915 durchgeführt werden.

Im Kampf um dieses Gesetz, der die zweite Hälfte des November und den Dezember 1914 füllte, spielte Prof. Lindemann, der Vizepräsident des Oktoberverbandes, eine führende Rolle. Im Oktober bat Prof. Lindemann mich, einen großen

Artikel, den er zum Schutz der Kolonisten geschrieben und im Moskauer Blatt „Rußkija Wedomosti“ auch untergebracht hatte, in einem russischen Petersburger Blatt zur Veröffentlichung zu bringen. Es gelang mir durch einen Mittelsmann nur in der liberalen „Retsch“, da ja die Oktobristenblätter ganz ins nationalistische Fahrwasser abgeschwenkt waren. „Der Vorsitzende unseres Petersburger Verbandes, A. Stolypin“, schrieb ich Prof. Lindemann, „trampelt auf den am Boden liegenden Deutschen umher, genau wie die anderen Mitarbeiter der „Nowoje Wremja“. Es ist eine Schmach und Schande.“

Als eine Abordnung hoher Beamter Tauriens und der Krim in Petersburg gegen das Gesetz Einspruch erhob und bei der Regierung Gehör fand, begrüßte ich es in der Zeitung, daß „unsere Minister nicht auf dem leichtsinnigen und staatswidrigen Standpunkt einiger nationalistischer Blätter stehen“. Die „Wetscherneje Wremja“ antwortete mit einem Wutgeheul gegen die „Wohltäter der Deutschen“:

„Niemand braucht Euch. Eure Anstrengungen, der „Breslau“ und der „Goeben“ zu helfen (?), sind mitleiderregend. Eure zittrigen Hände können nur den Plan Wilhelms (?) und seiner (?) Kolonien in der Krim stören. Auf all Euer Geschrei: „Helft den Deutschen!“ kann es nur eine Antwort geben: „Seid verflucht, Ihr Deutschen!““

Die Zeitung stand in vorderster Front in diesem mit allen Waffen giftigster Denunziationen geführten Kampf um das Kolonistentum, oft nur registrierend und mit Ausrufungs- und Fragezeichen arbeitend, dann aber auch dreinschlagend, wenn sich eine Gelegenheit bot. So, wenn die „Rußkoje Snamja“ anzweifelte, ob die Deutschen auch Christen wären, oder Prof. Snegirew in der „Nowoje Wremja“ unter dem Titel „Atavismus des Professor Lindemann“ die Liebestätigkeit und das loyale Bürgertum der Kolonisten dadurch bloßzustellen suchte, daß sie doch unmöglich für den Sieg der Russen über ihre deutschen Brüder in der Kirche beten könnten. „Die Nowoje Wremja“, schrieb ich unter dem Titel „Ein angetastetes Gebet“, „reitet schon seit Monaten stupide auf der Tatsache umher, daß die deutschen Kolonisten und die übrigen Rußlanddeutschen deutscher Abstammung und zugleich russische Untertanen sind . . . Hier wird der nationalistische Haß nicht nur staatsfeindlich, sondern auch kirchenfeindlich und trägt alle Anzeichen der Anarchie an der Stirn. Alles hat seine Grenzen.“

Schon Ende Oktober war ich auf Grund eines Feuilletons des Wolgadeutschen L. Baur „Ein Traum“, in dem er die Tragik der Wolgakolonisten schildert, von der „Nowoje Wremja“ denunziert und in die Zensur befohlen worden. Aus die Frage, wie ich es wage, für die Deutschen einzutreten, und ob ich nicht wisse, daß ich an einem Abgrund stehe, ob ich mir denken könne, daß im Deutschen Reiche eine russische Zeitung setzt erscheine, antwortete ich mit der Gegenfrage, ob denn im deutschen Heere die Söhne und Väter einer russischen Zwei-Millionen-Bevölkerung ihre Pflicht täten. Meines Bruders und mein Standpunkt, daß es der Zeitung Ehrenpflicht sei, die loyalen russischen Bürger deutscher Nationalität gegen die nationalistische Hetze zu verteidigen, konnte nicht widerlegt werden.

Allmählich erhoben sich neben den Regierung und nationalistische Presse befehrenden liberalen Blättern auch im konservativen Lager Stimmen für die Kolonisten. Der Bischof Demetrius nannte in einem Hirtenbrief die nationalistischen Hetzer „die wahren Vaterlandverräter“, woraus ihm Bischof Conrad Freifeldt im „Evangelischen Sonntagsblatt“ seinen Dank aussprach. Das Militärblatt „Dobrowolez“ trat gleichfalls in schärfster Weise gegen die Kolonistenvorlage aus. Auch das Zentralkomitee des Oktober-Verbandes faßte einen von der „Petersburger Zeitung“ freudig begrüßten Beschluß, in dem es seinen Vizepräsidenten Lindemann verteidigte. Mitte Dezember brachte die „Nowoje Wremja“ unter lauten Klagen die Mitteilung, daß die Gesetzentwurf auf die Liquidierung des Grundbesitzes von Reichsdeutschen und Österreichern zurückgeschraubt werden sollte. Der Sieg schien errungen. „Als wir in der „Petersburger Zeitung“ allein unsere Stimme gegen das nationalistische Treiben erhoben“, schrieb ich, „und auf dessen Gefahr für den Staat aufmerksam machten, konnte es vielleicht so aussehen, daß wir als Deutsche nur für uns sprächen. Jetzt dagegen haben sich die Stimmen, die zur Einkehr und Vernunft mahnen und gegen die Hetze der Nationalisten Front machen, so gemehrt, daß man ruhig behaupten kann, ein großer Teil der russischen Gesellschaft hat die nationalistisch-anarchistische Gefahr erkannt und sucht sie abzuwehren.“

Gestützt wurde ich in diesem Kampf „am Rande des Abgrundes“, in dem bisweilen die Nerven zu versagen drohten, durch das Rußlanddeutschum. „Ich habe die Überzeugung“, schrieb ich am 21. November 1914 in meinem Tagebuch, „daß wohl noch nie die alte „St. Petersburger Zeitung“ ihren Lesern solch eine Quelle des Trostes und der Stärkung gewesen ist: oft die einzige menschliche Stimme. Das tönt mir immer wieder in Briefen und noch mehr aus Worten entgegen. Da sind die Besucher der Redaktion — sei es Pastor Stach aus Eugenefeld, seien es die Mennoniten aus Halberstadt“, usw. Mit Pastor Stach traf mein Bruder ein Abkommen, den Lesern seiner geschlossenen Kolonistenzeitschrift „Der Landwirt“ die Sonntagsnummern der „St. Petersburger Zeitung“ in einer Auflage von 3000 Exemplaren zu senden. Auch Pastor Winkler besuchte mich in der Redaktion, berichtete über seine Tätigkeit an der Front und bedankte sich für die Zusendung der Zeitung, die er als Feldprediger der Südwestarmee an die kranken und verwundeten Kolonisten verteilte.

In den letzten Tagen des Jahres 1914 wurde allen Kämpfen der „St. Petersburger Zeitung“ durch ihre Schließung „ohne Angabe von Gründen“ ein Ende gemacht. Auch die „Nordische Zeitung“, für die mein Bruder Paul Siegwart sich vorsorglich eine Konzession besorgt hatte, erlebte nur zwei Nummern.

Meine journalistische Tätigkeit schmolz nun auf die politische Wochenschau für das „Evangelische Sonntagsblatt“ zusammen. Dieses ausschließlich für die deutschen Kolonisten bestimmte Blatt war Ende Oktober 1914 vom originellen Pastor Anton Camillo Bertholdy meinem Bruder Paul Siegwart übergeben worden. Er hatte die Leitung dem Bischof Conrad Freifeldt überlasten, während ich die Wochenschau übernommen hatte. So war ich ausschließlich Kolonistenschriftleiter geworden. Aber auch diesem letzten Rest deutschen Schrifttums, der trotz seiner

Bescheidenheit als ein Band für die Deutschen von größtem Wert war, wurde im Frühling 1915 der Garaus gemacht.

Ich wurde meines Berufes beraubt und zum „politischen Flüchtling“ in dem Staate, dessen Bürger ich noch war, und konnte mich, nachdem ich auch als deutscher Lehrer (an der Petersburger St. Katharinen-Schule) vom Kurator nicht bestätigt wurde, nicht mehr in Petersburg halten. Das Schicksal ging aber über die deutschen Kolonisten hinweg. Es war in Odessa, im Frühling des Jahres 1916, daß ich, an der gewohnten publizistischen Tätigkeit verhindert, meinem leidenschaftlichen Mitempfinden in Versen Ausdruck geben mußte. So entstand folgendes nicht als Kunstwerk zu wertendes Gedicht:

Der deutsche Kolonist.

Ich bin ein deutscher Kolonist
und kämpf in Rußlands Heer.
Weiß nicht mehr, wo mir Heimat ist,
weiß nichts von Meinen mehr.
Von Hause schrieben sie zuletzt
— wie lange ist das her? —:

„Wir werden ausgesiedelt jetzt.
Die Ställe sind schon lange leer,
die Äcker liegen unbestellt;
wir müssen in die weite Welt
mit ein paar Lumpengroschen Geld
für Haus und Hof und Vieh und Feld.
Das schmerzt uns gar so sehr!“

Seitdem hört ich von Weib und Kind
kein Sterbenswörtchen mehr.
Gott weiß, wo sie geblieben sind,
gehaßt, gehetzt, ohn Wehr.
Ich kann nicht helfen. Mir zum Spott
kämpf ich zu Rußlands Ehr.
Wo bist du Helfer, großer Gott?
Ist denn der Himmel leer?!

*

Während des kurzen Revolutionsfrühlings, den die bald so bitter enttäuschten Kolonisten erlebten, gab ich im bolschewistischen Petrograd als Mitarbeiter der „Kommission zum Schutz der deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen“ im Laufe eines halben Jahres die „Petersburger Nachrichten“ heraus, die aber infolge der Wirren im Lande auf die Hauptstadt beschränkt blieben. Doch hatte ich hier und während der blutigen Kämpfe in Estland gegen die eindringenden Bolschewisten, in deren Massengräbern auch Verwandte und Freunde von mir ihre grausige Ruhestätte fanden, Gelegenheit, den neuen, unendlich viel furchtbareren Feind des Rußlanddeutschtums, den Bolschewismus, kennen zu lernen. Aus Estland ausgewiesen, widmete ich daher die folgenden Jahre meines Lebens ganz dem Kampf gegen den Bolschewismus, vornehmlich in der deutschen Presse, aber auch in Finnland, Estland und in anderen Ländern. Ich setzte diese Tätigkeit seit 1923 in Deutschland fort.

Als mich der bewährte Vorkämpfer des Deutschtums in Polen, Adolf Eichler, 1926 zur Mitherausgabe der „Deutschen Post aus dem Osten“ aufforderte, habe ich das als eine Fortsetzung meiner einstigen Tätigkeit mit Freuden begrüßt, zumal damals noch die Möglichkeit gegeben war, Beiträge deutscher Kolonisten aus der Sowjetunion zu bringen und zum Teil mit alten Mitarbeitern und Lesern der „St. Petersburger Zeitung“ wieder in Fühlung zu treten. So stand ich mit dem schließlich völlig erblindeten Professor Lindemann bis zu seinem Tode in brieflichem Verkehr, konnte zahlreiche Arbeiten von ihm aus Ohrloff in der D.P.O. bringen und sein Andenken in Deutschland ehren (Deutsches Bibliographisches Jahrbuch 1929). Dann wurde auch die Verbindung unterbrochen, und die D.P.O. konnte sich ungehindert der Aufklärung über die Lage des Deutschtums in der Sowjetunion widmen. Einen Höhepunkt erreichte die Tätigkeit der „Arbeitsgemeinschaft der Deutschen aus Rußland und Polen“, deren stellvertretender Vorsitzender ich war, als es galt, den für die Rußlanddeutschen bestimmten 3-Millionen-Fonds zur Verteilung zu bringen.

Auch in Rumänien, wo ich von 1929—1932 das „Bukarester Tageblatt“ redigierte, suchte ich nach Möglichkeit die Belange der deutschen Kolonisten in Bessarabien und in der Dobrudscha zu pflegen, und stieß auch hier auf einstige Leser und Freunde.

Dem Kampf gegen den Feind der Menschheit, der sich am ungehemmtesten gegen die Rußlanddeutschen austobte, habe ich mein im Nibelungen-Verlag erschienenenes Buch „Das übertünchte Grab“ beigesteuert, das das Schicksal eines Kolonistenpfarrers und die ganze Tragik der deutschen Bauern in der Sowjetunion schildert. Es hat durch die günstige Aufnahme in der ganzen deutschen Presse von kirchlichen Blättern bis zum „Stürmer“ eine beträchtliche Verbreitung im Reich und durch Übersetzung in fünf Sprachen in Europa gefunden.

Die Wiederaufnahme der Herausgabe der „Deutschen Post aus dem Osten“ im Verbände der Deutschen aus Rußland und deren Schriftleitung stellt die letzte Phase meiner Beziehungen zum Rußlanddeutschtum dar.

Möge ein günstiges Schicksal es mir und den aus der Hölle der Sowjetunion entkommenen Landsleuten vergönnen, noch einmal diese Beziehungen aktiv und fruchtbar zu gestalten!

Deutsche Post aus dem Osten, Nr. 12 vom Dezember 1937, S. 13-18.